

Abbildungen feststellen. Hiervon entfallen jeweils zwei auf Zeichnungen bzw. auf Karten und lediglich acht auf Fotografien von Fundstücken, vor allem von Steinreliefs. Merkwürdig wirken die Beschreibungen von nicht abgebildeten Bildwerken wie „werfen wir nun einen Blick“ (S. 75) oder „nach eingehender Betrachtung“ (S. 78) usw. Besonders störend sind die fehlenden Abbildungen bei der Vorlage von zum Teil unpublizierten Grabungsbefunden und -funden. Somit muss auch eine gewünschte Überprüfung der Befunddatierung mittels Keramik entfallen. Das Phänomen der abwesenden Abbildungen erstreckt sich ebenso auf die Inschriften/Markierungen auf Fässern, obwohl sich beispielsweise bei der Amphorenforschung die Veröffentlichung von Schriftzeugnissen längst eingebürgert hat. Aus welchen Gründen die Autorin auf die Visualisierung verzichtet, bleibt unklar, da sie sich im Vorwort für entsprechendes, ihr zugesandtes Bildmaterial bedankt.

Eine weitere Eigenart des Buches deutet sich bereits bei dem Inhaltsverzeichnis an: Bei den Kapitelüberschriften wurde komplett auf die Nummerierung verzichtet, ebenso bei den acht Tabellen mit den Daubenmaßen der raetischen Fassfunde (S. 46-57), wie auch bei der fortlaufenden Nummerierung der Fundorte innerhalb der Tabellen im Anhang. Wenn der Leser beispielsweise wissen möchte, wie viele Fundorte von Fässern existieren (Tab. 1), so muss er selber nachzählen (über 300 Stück!). Dadurch, dass die Tabellen sich auf mehrere Seiten erstrecken, wäre es nützlich gewesen, auf jeder Seite zumindest die Nummer der Tabellen oder ihren Kurztitel anzumerken.

Einige der Irrtümer im Buch sollen noch korrigiert werden: Die Autorin postuliert, dass die gesamte Energieversorgung auf Holz basierte (S. 11) und berücksichtigt dabei etwa nicht die römische Nutzung von

Steinkohle. Sie lokalisiert ferner einzelne Fundstätten mit Fassdarstellungen falsch (S. 40): Arlon liegt nicht in Luxemburg sondern in Belgien; in der Tabelle 4 ist dies allerdings richtig angegeben. Ebenda im Text schreibt sie, dass Clausen in Luxemburg liege, in der gleichen Tabelle dagegen wird Belgien als Land angegeben. Hier ist das Gemeinte unklar, denn Clausen könnte ein Stadtteil von Luxemburg sein oder aber eine Stadt in Deutschland.

Ingrid Tamerl hat viel Mut bewiesen, mit ihrem Erstlingswerk vor ein breites Publikum zu treten. Das Thema ist so komplex und weitumspannend, dass es auch im Rahmen einer Dissertation hätte behandelt werden können. Obwohl die Autorin sich gelegentlich an vorhandenen Publikationen orientierte, gelang es ihr, neue Aussagen zu präsentieren. Darüber hinaus nahm sie Korrekturen und Ergänzungen bei den bereits existierenden Fundlisten vor. Ihr Verdienst ist es, im deutschsprachigen Raum nach 1959 eine erweiterte und aktuelle Darstellung der Holzfässer zu präsentieren. Mit der vorliegenden Publikation wurde das Forschungsthema nicht abgeschlossen, vielmehr ist damit die Tür für weiterführende Untersuchungen weit aufgestoßen worden.

Tünde Kaszab-Olschewski, Bonn

Literatur

Heimberg 2011

U. Heimberg, *Villa rustica. Leben und Arbeiten auf römischen Landgütern* (Darmstadt 2011).

Kaszab-Olschewski 2012

T. Kaszab-Olschewski, *Zur Frage der Wasserversorgung von Bädern ländlicher Hofstellen*. In: R. Kreiner/W. Letzner (Hrsg.), *SPA. Sanitas per aquam. BABESCH, Suppl. 21* (Leiden 2012) 153-158.

Marion Brüggler, **Villa rustica, Glashütte und Gräberfeld**. Die kaiserzeitliche und spätantike Siedlungsstelle HA 132 im Hambacher Forst. Mit Beiträgen von Hubert Berke, Karl-Heinz Knörzer, Jutta Meurers-Balke, Ursula Tegtmeier und Ralf Urz. *Rheinische Ausgrabungen 63* (Verlag Philipp von Zabern, Mainz 2009). XIV, 518 S., 55 Abb., 134 Taf., 1 Beilage. ISBN 978-3-8053-4207-0. Gebunden, € 89,90.

Archäologie im Braunkohletagebauegebiet – diese Vorstellung ruft in gleichem Maße Faszination und Entsetzen hervor. Auch Prof. Dr. Jürgen Kunow spricht im Vorwort des hier besprochenen Werkes von einem „ianusköpfigen Charakter“: „ungeheuren wissenschaftlichen Möglichkeiten stehen immense Verluste entgegen“ (S. XI). Dies gilt auch für den Hambacher Forst in

den Gemeinden Niederzier, Kreis Düren und Elsdorf, Rhein-Erft-Kreis. Seit 1978 ließen sich auf einer Fläche von 40 km² 33 römische Villen nachweisen, von denen 18 komplett oder fast vollständig ausgegraben wurden. Diese umfassende Aufnahme einer antiken Siedlungslandschaft ist wohl einmalig. Jedoch: Viele Flächen konnten nicht vollständig untersucht werden, und die Chance, ein Bodendenkmal für die Nachwelt zu erhalten, ist gleich null. Umso verdienstvoller ist das Bemühen, die Funde und Befunde wenigstens fachgerecht zu dokumentieren und sie durch Veröffentlichungen bekannt zu machen. So sind bislang rund 70 Einzelpublikationen erschienen, in die sich die gedruckte Dissertation von Marion Brüggler einreihet. Diese Arbeit wurde nicht zuletzt durch ein Stipendium der Stiftung zur Förderung der Archäologie im Rheinischen Braun-

kohlerevier ermöglicht und 2005 mit dem Archäologiepreis derselben Stiftung ausgezeichnet.

Die Erforschung der römischen Epoche bildete seit Anbeginn einen Schwerpunkt in der Untersuchung des Hambacher Forstes, der nicht zuletzt dank der Entdeckung von nicht weniger als acht Glashütten auf relativ engem Raum berühmt wurde. Der seit 1932 bekannte und 1977 erstmals untersuchte Fundplatz HA 132 vereint beides in exemplarischer Weise. Nicht nur lag hier die größte Konzentration der spätantiken Glasöfen an einem Ort vor, die vorgängige mittelkaiserzeitliche Villa gehört mit 5,2 ha Fläche auch zu den größten weit und breit. Auch das beide Zeitabschnitte umfassende Gräberfeld zeugt von der einstigen Bedeutung der Anlage, die in den Jahren 1994-1996 fast vollständig ausgegraben wurde.

Das Buch gliedert sich in fünf Hauptabschnitte: Nach Einleitung zu Fragestellung, Forschungsgeschichte, Methodik etc. (S. 1-14) folgen die Vorlage der Befunde (S. 15-92), der Gräber (S. 93-126) und die Fundanalyse (S. 127-194). Den Abschluss des eigentlichen Textteils bildet die Auswertung (S. 195-226). Fast die Hälfte des Buches nimmt der Katalog in Anspruch (S. 229-472). Danach reihen sich drei Anhänge von H. Berke zu den Tierknochen (S. 488-494), U. Tegtmeier zu den Holzkohlen (S. 495-508) und K.-H. Knörzer, J. Meurers-Balke und R. Urz zu den Früchten, Samen und Pollen (S. 509-517) ein, gefolgt von 134 Tafeln mit teilweise farbigen Fotos. Nach diesem Schema richtet sich diese Besprechung, wobei ein Schwerpunkt auf dem besonderen Interesse des Rezensenten an der römischen Glasverarbeitung liegt.

Die Befundanalyse beginnt mit dem Hauptgebäude (S. 16-32). Anschaulich wird die Entwicklung des rechteckigen Gebäudes mit zentraler Halle („Hallentypus“) von einem Holzbau (der aber nur vage nachgewiesen ist) aus der Mitte des 1. Jhs. n. Chr. hin zu einem stattlichen Steingebäude mit Badeanlage am Ende des 1. Jhs. oder im 2. Jh. nachgezeichnet. Spätestens im 3. Jh. findet ein Umbau statt und ein beheiztes Zimmer wird angebaut. Das Gebäude wurde durch die spätantiken Glasmacher im 4. Jh. zumindest teilweise weiterbenutzt. Das Bad und das beheizte Zimmer waren aber nicht mehr funktionstüchtig; die zentrale Halle muss man sich nun eher als offenen, überdachten Hof vorstellen.

Die 22 Nebengebäude der Mittelkaiserzeit werden in der Publikation nach ihrer Bauweise unterteilt behandelt und mittels sorgfältiger Analysen auf ihre Bauschicht und mögliche Funktion hin untersucht (S. 32-55). Drei Gebäude wiesen ein Kiesstreifenfundament auf (Gebäude III, IV und IX; S. 32-39). Als Funktionen kommen Wohnbauten, Remisen oder auch Speicher-

bauten in Frage. Die weiteren Gebäude konnten in fünf Ständerbauten (S. 39-46) und 14 Pfostenbauten (S. 46-53) unterteilt werden. Diese einfacheren Bauwerke dienten nebst Wohnzwecken wohl vorwiegend als Ställe oder Speicher. Eine übersichtliche Zusammenfassung zu den Nebengebäuden ist in Tabelle 1 wiedergegeben (S. 54).

Die gesamte Hofanlage wurde von Gräben eingefasst, die meist doppelt geführt und teilweise von Palisaden begleitet waren (S. 55-60). Im Westen führte auf einem Damm zwischen den beiden Gräben wohl eine Straße an der Anlage vorbei. Im Innern wurden verschiedene Bereiche durch kleinere Gräben unterteilt. Die Wasserversorgung stellten insgesamt sieben Brunnen sicher (S. 61-62). Brauchwasser wurde eventuell in einem Tümpel gespeichert (S. 63). Die Gesamtanlage der Villa kann mit anderen Gutshöfen in Niedergermanien verglichen werden und unterscheidet sich stark von den Axialvillen in Gallien und anderswo. Die dort übliche Trennung von *pars urbana* und *pars rustica* lässt sich nicht nachweisen (S. 205).

Die Überreste der Glaswerkstätten (S. 65-92) konzentrierten sich an zwei Orten nördlich und südlich des Hauptgebäudes. Insgesamt konnten 12-13 Glasöfen sowie drei dazugehörige Gebäude und mehrere Abfallgruben erfasst werden. Zum Ensemble gehörten sicher auch ein Brunnen und möglicherweise ein Tümpel für Brauchwasser. Der südliche Werkplatz (S. 65-66) wies einen Ständerbau (Bau V) auf. Der einzige dazugehörige Glasofen lag vier Meter östlich, es muss aber einschränkend erwähnt werden, dass das Gelände um den Werkplatz nicht vollständig ergraben wurde. Weit umfassender war der nördliche Werkplatz (S. 66-68). Ein großer dreischiffiger Ständerbau schützte im mittleren, nach Osten hin offenen Bereich acht Glasöfen. Wahrscheinlich gleichzeitig wie die Glaswerkstatt wurde auch der angrenzende Bau XVII benutzt, dessen Funktion unklar ist.

Von den Glasöfen (S. 68-70) waren nur noch die untersten Partien erhalten (max. 0,6 m). Die Verfasserin lehnt sich an die von Wolfgang Gaitzsch erstellte Typologie der Hambacher Glasöfen an (S. 68), unterteilt jedoch den Typ A nach runden und birnenförmigen Strukturen und fügt als weiteren Typen einen trapezförmigen Ofen mit zwei Kammern ein (Typ D). Dass sie bei der Typenbenennung wie Gaitzsch mit Großbuchstaben arbeitet (A-E; S. 69), ist etwas verwirrend, zumal sich die Benennungen verschieben. So werden aus dem Typ A bei Gaitzsch die Typen A (runder oder ovaler Ofen mit gemauerten Wänden) und B (birnenförmiger Ofen aus verziegeltem Lehm), die Gaitzsch-Typen B und C werden neu zu C (halbrunder Ofen mit anschließendem rechteckigem Bereich) respektive E (rechteckiger, aufgemauerter Ofen).

Eine Glasofentypologie dient der Bestimmung der unterschiedlichen Funktionen. In römischen Glasmanufakturen fallen hauptsächlich drei in Betracht: Rohglasöfen zur Herstellung von Glas, Arbeitsöfen zum Schmelzen der Glasmasse und Kühlöfen, in denen die fertigen Produkte über längere Zeit auskühlen können, um Spannungen zu vermeiden. Bei der Bestimmung der Funktion eines Ofens kommt der ehemaligen Betriebstemperatur eine große Rolle zu: 800-1100° für Arbeitsöfen, max. 625° bei Kühlöfen (da sich sonst die Produkte wieder verformen) und mehr als 1200° für Rohglasöfen. Erfreulicherweise konnten für alle Typen in HA 132 MGR-Analysen (Matrix Grouping by Refracting) von Ofenmaterial gemacht werden, um die maximale Betriebstemperatur in den Öfen zu bestimmen. Allerdings sind die Ergebnisse ernüchternd: Alle Proben waren Temperaturen von 900-1200° ausgesetzt. Dessen ungeachtet deutet die Verfasserin nur ihre Typen A und D als Arbeitsöfen, die Typen B und C anhand von Vergleichen aber als Kühlöfen (S. 82). Eine Diskussion des Widerspruchs findet nicht statt. Auch ist mir etwas schleierhaft, wieso bei Typ C eine Herdstelle aus Augst als Vergleich herangezogen wird, bei der keinerlei Hinweise auf Glasverarbeitung bestehen (S. 81 f.). In Augst gäbe es sehr wohl vergleichbare Strukturen (Fischer 2009, 499-502), die aber zur Zeitlegung des Manuskriptes wahrscheinlich noch nicht vorlagen. Die Funde im Bereich der Glaswerkstätten wurden vor allem auf ihren Bezug zur Glasproduktion untersucht. Glasreste können Aufschluss über das Produktionsspektrum einer Werkstatt geben, wobei immer zu bedenken ist, dass Glasabfall wieder eingeschmolzen werden kann. So ist kaum überraschend, dass insgesamt nur 2 kg Glas geborgen werden konnte – etwas mehr als die Hälfte in Form von Rohglas (Tab. 2, S. 71). Pfeifenabschläge belegen die Herstellung von Gefäßglas, dünne Fäden weisen auf Verzierungstechniken hin. Reste von Werkzeugen fehlen (S. 73). Interessant ist ein Klumpen von mehreren zusammengeschmolzenen Glasscherben. Dieser belegt das Recycling von Altglas oder Produktionsabfall (S. 74); solch direkte Beweise sind bislang selten. Die Glashäfen (insgesamt 30 Fragmente) gleichen der lokalen Keramik, auch wenn die Form teilweise etwas angepasst wurde – so weisen einige Gefäße linsenförmige Böden auf (S. 74). Dass für die Glasverarbeitung nicht spezielle Typen getöpft wurden, lässt sich auch andernorts nachweisen, ebenso der Usus, die Häfen in Lehm einzupacken. Letzteres wird meistens mit einer Hitzeschutzfunktion erklärt. Die Verfasserin schlägt alternativ vor, dass die Häfen damit im Ofen fixiert werden sollten (S. 75). Zahlreich sind in der Zwischenzeit auch die Nachweise von Zäpfen, die wohl kleinere Öffnungen in der Ofenwand verschlossen (S. 78 und Taf. 80).

Bei der Frage nach der Produktpalette (S. 82 ff.) lässt sich kurzgefasst feststellen, dass es mindestens zwei verschiedenen Glassorten gab (mit hohem respektive niedrigem Eisengehalt). Die chemische Zusammensetzung ist in Hambach sehr charakteristisch, was auf eine örtliche Rohglasproduktion hinweist, die aber bislang nicht eindeutig belegt werden kann. Die Produktionsdauer der Werkstätten kann wohl auf 100-150 Jahre (S. 216) im Zeitraum zwischen der 1. Hälfte des 4. Jhs. und der Mitte des 5. Jhs. veranschlagt werden, wobei der südliche Werkplatz den nördlichen ablöste (S. 92).

Teil III der Publikation behandelt die Gräber (S. 93-127). Die Grablegungen wurden während der gesamten Siedlungsdauer angelegt und fanden hauptsächlich an zwei räumlich getrennten Orten in der Nähe der Hof- respektive Flurgrenzen statt. Am Übergang zur Spätantike fand ein Wechsel von der Brand- zur Körperbestattungssitte statt; dieser war aber nicht abrupt. Als Besonderheit kamen in allen Phasen Nischen für Sekundärbeigaben vor. Die Zahl der Beigaben war in der Spätantike größer als in der Mittelkaiserzeit. Die insgesamt 81 entdeckten Gräber stellen wohl die große Mehrheit der ehemals tatsächlich vorhandenen Bestattungen dar. Diese Anzahl ist im Vergleich mit umliegenden Anlagen eher hoch und trotzdem viel zu gering, um der real existierenden Bevölkerung der Anlage über die vier Jahrhunderte zu entsprechen (S. 125). Auf eine Wiedergabe der sehr ausführlichen Fundanalyse (S. 128-194), die besonders für die Keramik auch zahlreiche statistische Angaben und tabellarische Zusammenfassungen enthält, muss hier aus Platzgründen verzichtet werden. Hingewiesen sei jedoch auf den auffällig geringen Anteil an Terra sigillata (S. 159), die außerordentlichen Gläser aus den Gräbern (Tafeln 122-125) sowie auf die große Zahl an Mahlsteinen, die sicher auf die Verarbeitung von Getreide vor Ort hinweist, aber auch einen Zusammenhang mit der Glasverarbeitung haben könnte (S. 191 f.).

Den fünften Teil der Arbeit bildet die Auswertung. Die Verfasserin teilt die Belegungszeit anhand der Schwerpunkte im Fundmaterial in sieben Siedlungsphasen ein mit der Folge, dass sich die Bau- und Umbauphasen der Gebäude teilweise nicht eindeutig einer Siedlungsphase zuweisen lassen. Eine Datierung einzelner Gebäude war aber mangels aussagekräftiger Funde sowieso meist schwer zu belegen. Die in der Mitte des 1. Jhs. auf „siedlungsleerem Gelände“ (S. 200) gegründete Villa erlebte im 2. und 3. Jh. ihre Blüte. Gegen Ende des 3. Jhs. wurde sie aufgegeben und es folgte ein Hiatus – „wohl etwa eine Generation“ (S. 202) –, bis die spätantiken Glaswerkstätten ihren Betrieb aufnahmen. Um die Mitte des 5. Jhs. wurde das Areal verlassen; die Glasproduktion verlegte sich ins wenige Kilometer entfernte Hasselsweiler (S. 203).

Die wirtschaftliche Grundlage (S. 208-218) bildete in der Mittelkaiserzeit die Landwirtschaft (Ackerbau und Viehzucht). Hinweise auf handwerklichen Nebenerwerb gibt es keine. Ganz anders in der Spätantike: Nun spielte die Glasproduktion die Hauptrolle, eine landwirtschaftliche Tätigkeit zur Selbstversorgung ist aber wahrscheinlich. Die Verfasserin postuliert für die insgesamt acht nachgewiesenen Glasverarbeitungsplätze im Hambacher Forst eine Art Betriebsgemeinschaft. HA 132 wäre in diesem Modell der dauerhafte Bezugspunkt, die anderen Plätze könnten dagegen nur temporär aufgesucht worden sein (S. 214-215). Ein solcher Betrieb wäre sicher in der Lage gewesen, einen größeren regionalen Markt zu versorgen, was aber wiederum ein gut funktionierendes Handelsnetz bedingt (S. 217).

In einem letzten Abschnitt wird eine Annäherung an die Bewohner der Villa und die Betreiber der Glashütten gewagt (S. 219-225). Die Verfasserin geht davon aus, dass die Gründer der Villa eher aus einem „einheimischen Substrat“ (S. 220), bestehend aus Kelten und Germanen, stammten, die sich schnell romanisierten. Als Betreiber der spätantiken Glaswerkstätten werden Leute mit germanischem Ursprung (Söldner) vermutet, die gute Beziehungen zum Militär hatten, wenn sie nicht sogar unter dessen Kommando standen.

Die Verfasserin sieht ihre Arbeit als Teil der Gesamtanalyse der Mikroregion Hambacher Forst. Dieser Anspruch wird meines Erachtens mehr als eingelöst. Die

vorbildlich aufgebaute Publikation zeugt von hohem fachlichem Können. Lobenswert ist der interdisziplinäre Ansatz. Die Kritik zielt wenn schon eher auf ein Zuviel als auf ein Zuwenig. Bei der sehr gründlichen Befundauswertung hätte in meinen Augen einiges mit Hinweis auf den mustergültigen Befundkatalog weggelassen werden können. Der Katalogteil nimmt sehr viel Platz ein, hier wäre die Wahl einer kleineren Schriftgröße wohl vertretbar gewesen. Etwas umständlich ist die ziemlich rigide gehandhabte Trennung von Text und Bild. Gerade bei den Plänen und Zeichnungen auf den Tafeln 1-17 würde eine Einbettung im entsprechenden Textteil mühsames Blättern und Suchen ersparen. Der Rezensent hätte sich zudem die Detailzeichnungen im Maßstab 1:20 und mehr Fotos von den Ofenbefunden gewünscht.

Alles in allem ist die Publikation ein wichtiges Puzzlestück für die Erforschung der römischen Glasverarbeitung und des bedeutenden Fundplatzes Hambacher Forst, und es bleibt zu hoffen, dass weitere folgen werden.

Andreas Fischer, Liestal

Literatur

Fischer 2009

A. Fischer, Vorsicht Glas! Die römischen Glasmanufakturen von Kaiseraugst. Forschungen in Augst 37 (Augst 2009). – Dazu Besprechung von K. Goethert, Trierer Zeitschrift 71/72, 2008/09, 499-502.

Krešimir Matijević, **Römische und frühchristliche Zeugnisse im Norden Obergermaniens**. Epigraphische Studien zu unterer Mosel und östlicher Eifel. Pharos 27 (VML Verlag Marie Leidorf, Rahden 2010). 485 S., 149 Abb., 2 Tab., 2 Ktn., 2 Taf. ISBN 3-86757-255-2. Gebunden, € 54,80.

Der Titel des Werkes mag irritieren, erscheint doch der in ihm festgeschriebene Antagonismus „römisch“ – „frühchristlich“ nicht unmittelbar stimmig. Mochte der Autor (im Folgenden M.) hier womöglich das wenig besser geeignete Eigenschaftswort ‚heidnisch‘ anstelle von „römisch“ gescheut haben, lässt sich doch andererseits im Westen des Reiches kaum ein ‚römischeres‘ Phänomen vorstellen als jenes der im gallisch-germanischen Raum zum Ende des 4. Jhs. einsetzenden „frühchristlichen“ Grabinschriften. Doch schon ein Blick in das Inhaltsverzeichnis löst die anfänglichen Irritationen auf. Mit den „römischen Zeugnissen“ sind tatsächlich weitgehend Weihungen an die alte, ‚heidnische‘ römische Götterwelt gemeint, während die „frühchristlichen“ vor allem die eigentlich gar nicht

mehr so frühen Belege der längst nachkonstantinisch etablierten, mithin geradezu nach-spätantiken Christen des merowingischen Frühmittelalters meinen. Damit betritt M. ein hochinteressantes wie hochdiversifiziertes Quellenmagazin der römischen und nach-römischen Archäologie und Epigraphik. Das transdisziplinäre Überschreiten von Epochengrenzen über das Altertum hinaus, geleitet von der Absicht, die Dynamiken im Fortleben kultureller Zeugnisse, vorliegend besonders der römerzeitlichen Inschriften, sichtbar zu machen, ist M. nicht hoch genug anzurechnen.

Kulturtopographisch bezeichnen der „Norden Obergermaniens“ bzw., im Wortlaut des Untertitels, die „untere Mosel und östliche Eifel“ einen Überlappungsraum (S. 316, „Kontaktzone“) zweier aufeinander wirkender kultureller Einflussgebiete, namentlich der ubisch-niedergermanischen und der treverisch-gallobelgischen. Neben den archäologischen Befunden zählen dabei naturgemäß die Inschriften zu den aussagestärksten Quellen, indem sie kulturelle, darunter besonders religiöse und sepulkrale Praktiken reflektieren und auf diesem Wege regionale Merkmale ein-